

Soziologische Theorie und gesellschaftliche Wirklichkeit. Replik auf die Kritiker

Sociological Theory and Social Reality. Reply to the Critics

Volker H. Schmidt

National University of Singapore, Department of Sociology, 11 Arts Link, Singapore 117570
E-mail: socvhs@nus.edu.sg

Als die Herausgeber der Zeitschrift für Soziologie mich wissen ließen, daß Sie dem Abdruck meines Aufsatzes drei Repliken folgen lassen wollten, auf die ich dann meinerseits reagieren könne, habe ich mich auf eine spannende und ertragreiche Diskussion gefreut. Ich danke den Herausgebern für die Gelegenheit zu dieser Diskussion und den Teilnehmern für ihre Bereitschaft, sich daran zu beteiligen.

Nun setzt freilich jede Diskussion einen gemeinsamen Gegenstand sowie die Selbstverpflichtung der Beteiligten voraus, sich darauf einzulassen und ein Mindestmaß an Sachlichkeit in der Auseinandersetzung mit ihm (bzw. miteinander) walten zu lassen. Im Fall des Kommentars von Andreas Göbel kann ich weder das eine noch das andere erkennen. Dessen Ausführungen arbeiten sich vor allem an den eigenen Projektionen ab, gehen aber auf die Argumente und Belege, die ich für meine These anführe, nirgends ein. Statt dessen attestiert der Verfasser mir eine Fülle von Mißverständnissen, ohne seine Vorhaltungen wenigstens soweit zu erhärten, daß nachvollziehbar würde, inwiefern es sich bei den inkriminierten Deutungen wirklich um meine Interpretationen handelt und nicht um seine Zuschreibungen.¹ Um nur einige Beispiele zu nennen: Die Unterscheidung zwischen „harten“ und „weichen“ Realitäten, um die Göbel soviel Wirbel macht, findet sich in meinem Aufsatz genauso wenig, wie man dort die Behauptung antrifft, die Systemtheorie kenne keine Wirklichkeit mehr. Und auch der Vorwurf, ich verlegte Luhmanns sinnwissenschaftlichen Ansatz „kurzerhand in die autopoietische Werkphase“, hat keine Grundlage im Tatsächlichen. Man muß dergleichen, will man „fündig“ werden, schon in den Text „hineinlesen“, um es mit

Göbels eigenen Worten zu sagen.² Die Fabrikationen meines Kritikers sind indes nicht das Thema dieser Diskussion. Und wer sich zum Thema nicht (oder allenfalls in apodiktischer Manier) äußert, mit dem ist eben nicht zu diskutieren. Schade.

Statt der Polemik eine Gegenpolemik folgen zu lassen,³ konzentriere ich mich auf die Beiträge Thomas Schwinn und André Kieserlings, die beide zur Sache sind und dazu auch Wichtiges zu sagen haben. Ich beginne mit Schwinn's erstem Punkt, wonach die Disjunktion zwischen den beiden Systembegriffen, die ich in Luhmanns Werk identifiziere, möglicherweise schwächer ist, als ich annehme. Könnte nicht der Programmbegriff das fehlende Glied bilden, mit dem sich die Lücke zwischen den Symbol- und Ordnungsstrukturen der Systeme schließen läßt? Ich denke, nein, denn die Programme dirigieren nur die je nach Kontext variierende Verwendungsweise der Codewerte von Funktionssystemen, die für sich genommen zu unspezifisch sind, um praktische Anleitung für korrekten (sachgerechten) Gebrauch geben zu können. Sie bilden, so könnte man es mit einer der Computerwelt entlehnten Metapher ausdrücken, gleichsam die „Soft-

² Dabei kann man sich auch verstoßeln. So müßte Göbel sich bei seinem „Meister“, als welchen er Luhmann tituliert, nicht einmal die Mühe des Hineinlesens machen, um auf die weitere Unterscheidung zwischen „talk“ (als Synonym für Selbstbeschreibungen) und „action“ (als Synonym für praktisches Systemgeschehen) zu stoßen, die er mir andichtet, denn Luhmann (2002: 170) verwendet sie ganz offen.

³ Auch eine Auseinandersetzung mit dem naiven Wirklichkeitsverständnis, das Göbel mir bescheinigt, erspare ich mir, weil es von dem, worum es hier geht, nur ablenken würde. Erwähnt sei aber, daß ich, wie ggf. andernorts nachzulesen ist (vgl. Schmidt 2001), dem Konstruktivismus aufgeschlossener gegenüberstehe, als Göbel annimmt. Den „epistemologischen Nihilismus“ (Bourdieu, zitiert bei Kieserling) einiger seiner Spielarten mag ich dagegen, wie dort ebenfalls nachzulesen, nicht mitmachen.

¹ Eine Ausnahme ist die in Fn 18 zitierte Luhmann-Passage, von der Göbel zu Recht feststellt, sie sei ungeeignet, meine dort getroffene Aussage zu Luhmanns Strukturbegriff zu untermauern. Ich hätte eine andere Stelle wählen sollen.

ware“ der Systeme. Aber jede Software braucht eine „Hardware“, auf der sie laufen und ohne die sie ihre Zwecke nicht erfüllen kann. Umgekehrt ist auch die Hardware ohne Programme wertlos. Beides verweist aufeinander. Mit den Symbol- und Ordnungsstrukturen der Systeme verhält es sich, bleibt man in diesem Bild, genauso;⁴ nicht zuletzt deshalb hatte ich beide Systembegriffe der Luhmannschen Theorie, die jeweils eine Seite der Systeme ausleuchten, für gesellschaftstheoretisch unverzichtbar erklärt.

Die Frage nach den konkreten Mechanismen oder Formen der Verknüpfung der Systemebenen beantwortet das noch nicht. Sie stellt sich allerdings auch erst, wenn man davon ausgeht, (1) daß es sinnvoll ist, eine entsprechende Unterscheidung überhaupt zu treffen, und (2) daß der kommunikationstheoretische Systembegriff einen ordnungstheoretisch konzipierten Komplementärbegriff benötigt (und de facto auch hat), der den Funktionssystemen Elemente zuführt, die diese nicht entbehren können, die jener aber exkludiert.

Wenn ich recht sehe, will Kieserlings Einwand, ich schöbe Luhmann fälschlich ein Verständnis von Funktionssystemen unter, dem zufolge diese Systeme ausschließlich aus binär codierten Kommunikationen bestehen, die darin implizierte Engführung des Begriffs bestreiten – und wenn der Begriff, entgegen meiner Deutung, so angelegt wäre, daß er all das, was einem Funktionssystem sinnfälligerweise zuzurechnen wäre, problemlos absorbieren könnte, dann bedürfte er auch keiner Ergänzung. Zum Beleg führt Kieserling zunächst das Beispiel des Erziehungssystems an, das zwar ein Funktionssystem, aber (gemäß Luhmann) nicht codierbar sei. Nun teile ich durchaus Kieserlings Befremden über die etwaige Vorstellung, die Leistungen, für die dieses System ausdifferenziert ist, sollten zu dessen Umwelt gerechnet werden, zumal dann ähnliches auch für andere Systeme gelten müßte. Nur stammen die Formulierungen, die diesen Schluß erzwingen, nicht von mir (ich habe sie bloß wiedergegeben), sondern von Luhmann. Hält man sich an diesen selbst (2002: 59f.), ist übrigens auch der Erziehungsprozeß codierbar: mit Hilfe der Unterscheidung von

„vermittelbar“ und „nicht-vermittelbar“. Ich weiß daher nicht, welchen Status die Suggestion eines vermeintlichen Sonderstatus' des Erziehungssystems haben soll, denn codierbar oder nicht, die erwähnte Vorstellung bliebe so oder so gewöhnungsbedürftig.

Instruktiver finde ich Kieserlings zweiten Beleg, den Hinweis auf Stellen in Luhmanns Oeuvre, an denen dieser den Funktionssystemen auch „autopoietisch sterile“ Elemente zuweist. Daß es solche Stellen gibt, ist nicht zu bestreiten. Aber ebensowenig ist zu bestreiten, daß Luhmann an (nicht gerade wenigen) anderen Stellen das Gegenteil behauptet. Auf diese Beobachtung hatte ich meine Kritik gestützt, Luhmann verwende den Systembegriff höchst mehrdeutig und auch widersprüchlich. Darauf geht Kieserling nicht ein. Sein Hinweis wirft aber auf jeden Fall die Anschlußfrage auf, welche weiteren Elemente die Systeme, neben autopoietisch belangvoller Kommunikation, denn noch enthalten könnten – und: was diese dazu macht. Bei Luhmann findet man dazu, soweit ich sehe, nur blasse Andeutungen. So rechnet er z. B. die „Bitte um eine Zigarette“, die ein Wissenschaftler „aus Anlaß von kollegialer Bekanntschaft“ an einen anderen Wissenschaftler richten mag, zur „informalen Organisation“ des Wissenschaftssystems (Luhmann 1990: 481), und die Dienstbeflissenheit erwartungsfroher Lakaien in der Umgebung einflußstarker Machthaber zu den „parapolitischen Operationen“ des politischen Systems (2000: 90f.). Dergleichen Kommunikation ist freilich ubiquitär, weshalb unklar bleibt, warum sie diesem und nicht jenem (oder überhaupt irgendeinem) System zuzurechnen ist. Kieserlings Vorschlag, sich in dieser Frage negativ an ein Verbot von Fremdcodierungen und positiv an die Vorstellung von Funktionsgemeinschaften sowie Sinnzusammenhängen zu halten, welche die codierten mit den uncodierten Operationen eines Systems teilen, leuchtet ein, schließt aber mehr aus, als Luhmann vorzuschweben scheint (und weniger ein, als mit Blick auf den Ordnungscharakter von Funktionssystemen wünschenswert erschiene). Außerdem wäre er, soll er mehr sein als ein grober Richtungsanzeiger, wohl noch zu präzisieren.

Wie dem auch sei, unter der Annahme ihrer operativen Geschlossenheit bleibt zu klären, wie derlei Zusatzelemente überhaupt in die Systeme hineinkommen sollen. Das wird m.E. erst dann vorstellbar, wenn man in den Systemen „Räume“ vorsieht, die offener gestaltet sind als jene, wo es um die Bestimmung ihrer Identität geht, zu denen also auch Elemente „Zugang“ haben, die zwar dazugehören, aber nicht entscheidend für die Frage sind, was ein

⁴ Also doch „harte“ und „weiche“ Realitäten? Ich denke, es macht durchaus Sinn, die unterschiedliche Qualität verschiedener Realitäten anzuerkennen, wenn man davon absieht, ihnen zugleich unterschiedlichen Realitätsgehalt oder (a priori) unterschiedliche Relevanz zuzuweisen. Wie man sie dann jeweils nennt, halte ich für nebensächlich; viel dringlicher scheint mir das Problem, die wie immer bezeichneten Realitäten aufeinander zu beziehen.

System zu dem System macht, das es ist. In diesem Sinne habe ich, angeregt durch das Webersche Begriffspaar von Wertspähren und Lebensordnungen, vorgeschlagen, den Systembegriff dualistisch, d. h. als Zwei-Ebenen-Konzept zu fassen, weil das die Möglichkeit böte, autopoietisch konstituierte mit gebildeartig organisierten Funktionssystemen in Einklang zu bringen, sie sozusagen „unter einem Dach“ zu vereinen.

Daß man damit, wie Schwinn meint, aus der „Eigenlogik“ des Luhmannschen Denkstils aussteigt oder, wie ein Gutachter notierte, „den paradigmatischen Kern“ von dessen Theorie „verläßt“, ist mir bewußt. Da es mir nie darum ging, Luhmann zu „retten“, ist das für mich allerdings auch kein Problem. Wie alle meine Arbeiten folgt auch diese einem heuristisch-instrumentellen Theorieverständnis, das sich weniger für die immanente Logik einzelner Theorien als für deren jeweilige „Welterschließungskraft“ interessiert und entsprechend dazu neigt, sich unvoreingenommen bei allem zu bedienen, was für die je verfolgte Fragestellung Erkenntnisgewinn verspricht. Ich denke, anders gesagt, stets von der wirklichen Welt her und frage dann, was das auf dem Theoriemarkt Angebotene zu deren kognitiver Durchdringung beizutragen vermag. Das kann von Fall zu Fall ganz Unterschiedliches und auch unterschiedlich viel sein, zumal jede Theorie eine eigene Optik auf die Welt bietet und damit nicht nur unterschiedlich auf sie zugreift, sondern auch den Blick auf unterschiedliche Phänomene lenkt.

Die Luhmannsche Theorie hat mir z. B. unschätzbare Dienste bei der Entschlüsselung von Problemen der „lokalen Gerechtigkeit“ geleistet. Was ich zu den Vorzügen eines kommunikationstheoretisch gefaßten Systembegriffs rechne, hat seine Grundlage in genau solchen Entschlüsselungsleistungen, die in diesem speziellen Fall die Grenzen der Reichweite gesellschaftlicher Teilrationalitäten betreffen. Allerdings stößt man, wenn man sich Theorien in dieser Weise annähert (und zunutze macht), gelegentlich auch auf Grenzen ihrer eigenen Reichweite oder ihres Fassungsvermögens, die dann auf architektonische Mängel verweisen (mögen). Was ich unter den Problemen eines kommunikationstheoretisch gefaßten Systembegriffs verbucht habe, ist dafür ein Beispiel – und mein Lösungsvorschlag zielt darauf ab, bei Behebung der aus meiner Sicht offensibaren Konstruktionsfehler dieses Theorievorschlages zu bewahren, was ich für wichtige Einsichten halte, die sich mit ihm verbinden. Ob das Ergebnis dieser Art von „bottom up“-Theoretisierung noch im strengen Sinne „Luhmann-kompatibel“ ist, ist mir

nicht wichtig.⁵ Viel wichtiger scheint es mir demgegenüber, unser theoretisches Rüstzeug so zu schärfen, daß es imstande ist, uns (besser) Auskunft über die Beschaffenheit der sozialen Welt zu geben – oder Anlaß bietet, bisher unterschätzten konzeptuellen Problemen größere Aufmerksamkeit zu schenken. Das ist der Maßstab, an dem ich meine Bemühungen bemesse, und wenn es gelingt, hier einen Schritt voranzukommen, dann nehme ich dafür auch den Unmut derer in Kauf, die sich um die Reinheit disparater Lehren sorgen.

Aber gibt es die von mir ausgemachten Vorzüge überhaupt? Schwinn bezweifelt das. Anstoß nimmt er konzeptionell am Postulat der Mehrsystemzugehörigkeit von Organisationen, zu dem der kommunikationstheoretische Systembegriff verleitet, und sachlich an meinen Ausführungen über gesellschaftliche Selbsttäuschung (dazu auch Schmidt 2005). Letztere beruhen auf empirischen Beobachtungen, die ich teils selbst angestellt habe, teils fremden Quellen entnehme und dann in einen anderen Interpretationsrahmen stelle. Meine eigenen Beobachtungen konzentrieren sich auf den medizinischen Bereich (dazu zuletzt Schmidt 2004a, 2004b), aber was etwa die mittlerweile in großer Zahl vorliegenden Laborstudien über die Organisationsrealität der Wissenschaft (einschließlich ihrer Legitimationssemantik), die an den Prämissen der Behavioral School orientierten Studien über Wirtschaftsorganisationen, verschiedene Untersuchungen zum Bildungswesen und viele weitere empirisch ausgerichtete Erkenntnisbemühungen auf anderen Gebieten an Befunden zutage gefördert haben, fügt sich dem trefflich ein. Man kann selbstverständlich darüber diskutieren, ob die betreffende Empirie – ich habe einige einschlägige Arbeiten zitiert – nicht besser anders auszulegen wäre. Der bloße Umstand, daß eine These mit alltagsweltlich verbreiteten oder theoretisch hergeleiteten Vorstellungen kollidiert, an denen wir lieber festhalten würden, reicht jedoch nicht aus, um sie zu falsifizieren.

Schwerer wiegen m.E. Schwinns konzeptionelle Einwände; nicht unbedingt, weil sie richtig wären,⁶

⁵ Was mit einer Kritik gemeint sein soll, die darauf abstellt, ist mir daher genauso unverständlich, wie ich schon früher den Sinn des in anderen Kreisen beliebten Einwands nie verstanden habe, ein Argument sei unzulässig (oder falsch), weil „unmarxistisch“.

⁶ Was Schwinn gegen den Befund der (womöglich undomestizierten) Multiperspektivität organisationalen Geschehens aufbietet, ist kaum mehr als tapferes Standhalten, das sich zwar nicht auf Evidenz, dafür aber auf die negativen Folgen stützt, welche die soziologische Theoriebildung zu gewärtigen hätte, wenn er zuträfe (Verlust an

sondern weil sie auf Probleme aufmerksam machen, die nicht zu leugnen sind, für die ich aber einstweilen auch keine abschließende Lösung anbieten kann. Ich meine damit insbesondere die Klärung des Verhältnisses von Funktionssystemen und Organisationen. Einerseits ist nicht zu bestreiten, daß systemisches Geschehen auch außerhalb der Organisationen abläuft, die damit gemeinhin assoziiert werden – und es macht ja, darin stimme ich Kieserling uneingeschränkt zu, für den Charakter solchen Geschehens keinen Unterschied, an welchem Ort, in welcher Art von Situation, durch wen oder was es sich aktualisiert. Andererseits neigen wir nicht ohne Grund dazu, bestimmte Erwartungen vorrangig an bestimmte (Typen von) Organisationen zu richten; so verstehe ich auch Schwinn's kleine Spitze, im Krankheitsfall würde ich mich doch vermutlich selbst eher in ein Krankenhaus begeben als medizinische Behandlung in einem Unternehmen nachzufragen. Damit macht Schwinn es sich indes zu einfach. Denn der Gegensatz, den er hier konstruiert, muß keiner sein: Kommerzielle Krankenhäuser, von denen es viele gibt und die häufig die bessere Behandlung bieten, sind Unternehmen. Was sie von anderen Unternehmen unterscheidet, ist nicht der Unternehmenszweck, sondern das Feld, auf dem sie ihn zu realisieren suchen. Aber auch Frisiersalons verdienen ihr Geld mit anderen Leistungen als Klempnereien.

Trotzdem ist Schwinn's Frage eine wichtige Frage. Die Antwort, die er anbietet, überzeugt mich allerdings genausowenig wie diejenige Kieserling's, weil beide mehr versprechen, als sie bei Licht besehen halten können. Schwinn will die Zugehörigkeit von Organisationen zu gesellschaftlichen Teilbereichen oder -ordnungen gewissermaßen *ex cathedra* lösen, d. h. mit einer definitorischen Festlegung der Organisationen auf bestimmte Leitkriterien. Das klingt plausibel, sagt aber – wie man mit Hilfe des kommunikationstheoretischen Systembegriffs sehen kann – über das Binnengeschehen von Organisationen oft nur wenig aus (es sei denn, man rechnet, Luhmann folgend, nur dazu, was dazugehört, aber dann bleibt u. U. nicht viel übrig), denn dieses Geschehen richtet sich nicht nach den Direktiven der Soziologen. Nicht besser ergeht es einem mit Kieserling's (eher impliziter) Antwort, wonach es Organisationen gibt, die primär für bestimmte Funktionen ausdifferenziert und mithin primär in den dafür

zuständigen Systemen zu verorten sind, deren Funktionsprimat sie übernehmen. So hatte es schon Luhmann (1997: 841) selbst gesehen. Aber welches ist denn nun das je „eigene“ System einer Anwaltskanzlei, eines privaten Gefängnisses, einer parteinahen Stiftung zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses, eines mit venture-Kapital errichteten Labors für Biotechnologieforschung, eines als Aktiengesellschaft geführten Fußballclubs, von Scientology usw., das zuverlässig Auskunft darüber geben könnte, was diese Organisationen (samt Unterabteilungen und Mitgliedern) jeweils tun bzw. an welchen Maximen sie ihr Tun schwerpunktmäßig orientieren? Und wie will man das im Zweifel eigentlich ermitteln, messen, validieren? Der unbeirrte Rekurs auf die logische Stimmigkeit und Kohärenz unserer Konstruktionen reicht dafür schwerlich aus.

Gewiß, gäbe es nur Gerichte und (kapitalistische!) Produktionsbetriebe, hätten wir es leichter. Aber selbst der in der Literatur beliebte Hinweis auf solche scheinbar klaren Fälle suggeriert mehr Eindeutigkeit, als sachlich zu haben ist, und die meisten existierenden Organisationen dürften eher noch größere Probleme aufwerfen als die genannten. Nach Luhmann kann man diese Probleme kaum mehr ignorieren, aber mit Luhmann'scher Orthodoxie ist ihnen auch nicht beizukommen. Die neuerdings in Luhmann-Kreisen proliferierenden Revisionismen bestätigen das eindringlich.

Schwinn rät mir, angesichts der Schwierigkeiten, die Luhmann's Theoriegebäude aufwirft, es gleich ganz abzureißen und mich, da ich schon Anleihen bei Weber mache, ruhig komplett mit Weberschen Denkmitteln „auszumöblieren“. Das würde ich gerne tun, wenn ich die Vorteile, die Schwinn damit verbunden wähnt, auch selbst erkennen könnte. Aber gerade Schwinn's eigene Ausführungen stimmen mich skeptisch. Er sieht vollkommen richtig, welche Probleme sich auftun, wenn man meiner Luhmanninterpretation und der damit verbundenen Diagnose folgt. Im Zentrum dieser Probleme steht die (Neu-)Bestimmung des Verhältnisses von Symbol- und Ordnungsstrukturen gesellschaftlicher Teilbereiche. Mein Vorschlag, wie diesen Problemen zu begegnen sei, ist keine voll ausgearbeitete Lösung, sondern nur ein Schritt in Richtung einer solchen, und er wirft zudem viele Anschlußfragen auf, auf die ich, ich hatte es erwähnt, selbst noch keine befriedigende Antwort habe. Dann muß man eben weiter „dicke Bretter bohren“ – in der Hoffnung, Stück für Stück tiefer ins sperrige Theorieholz einzudringen. Aber gerade weil das kein leichtes Unterfangen ist, tut man gut daran, sich nicht

Differenzierungsvermögen, Probleme der Bestimmung von Ordnungs- und Organisationsbegriffen usw.). Aber eine Erkenntnis gilt in der Wissenschaft auch dann als Gewinn, wenn sie unbequem ist.

von den Einflüsterungen derer betören zu lassen, die doch nur trügerische Sicherheiten bieten; und daß die Probleme, die mich umtreiben, sich so in einer Weberschen Perspektive gar nicht stellen würden, wie Schwinn lockt, löst diese ja auch nicht.

Literatur

- Luhmann, N., 1990: Die Wissenschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 1997: Die Gesellschaft der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 2000: Die Politik der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Luhmann, N., 2002: Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.
- Schmidt, V.H., 2001: Oversocialised Epistemology: A Critical Appraisal of Constructivism. *Sociology* 35: 135–157.
- Schmidt, V.H., 2004a: Tragisches „Scheitern“: Behandlungsausschlüsse in der Transplantationsmedizin. S. 141–150 in: M. Junge / G. Lechner (Hrsg.), Scheitern. Aspekte eines sozialen Phänomens. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.
- Schmidt, V.H., 2004b: Models of Health Care Rationing. *Current Sociology* 52: 969–988.
- Schmidt, V.H., 2005: Technicization of Institutional Practice and the Invisibilization of the Social. *International Journal of Contemporary Sociology* 42: 121–129.